

# designaustria® mitteilungen

Andreas Koop: Norm und Normalität, Form und Formalität |  
Inklusives Design in der Praxis | Österreichische Designgespräche: Gute  
Gestaltung als Lizenz zum Erfolg | Linda Wolfsgruber: Einfach Vielfalt |  
Im Studioporträt: Gruppe am Park | Sondermarke MKE-Hydrant von KISKA |  
VIENNA DESIGN WEEK 2021 | Buch Wien 21 | Studio F. A. Porsche:  
Design Team of the Year 2021 | European Design Awards 21 |  
Die schönsten Bücher Österreichs 2020 | Romulus-Candea-Preis 2021

1.2.3.4 2021



# NORM UND NORMALITÄT, FORM UND FORMALITÄT

Anstoß zu diesem Text gab eine Ausstellung über »inklusives Design« im bauhaus archiv berlin / Museum für Gestaltung: Die Rede ist hier von einigen Aspekte der Norm-al-ität und vom Weg von der »Norm« zur »Form« zur »Inklusion«.

von Andreas Koop

Die Norm, wie wir sie kennen (in der ehemaligen DDR hätte man dabei vielleicht zuerst an etwas anderes gedacht) kommt ja letztlich von »normal«, von dem, was normal ist – nur was um alles in der Welt ist normal? Und ist das überhaupt erstrebenswert? In einer durchindividualisierten Gesellschaft wäre es fast schon beleidigend, jemandem zu sagen, er sei »normal«. Denn normal heißt eben auch Durchschnitt, lauwarm, fad und reizlos. Aber genau dieses »Normale« muss wohl der Maßstab für die Entwicklung einer Norm sein. Gerade der Durchschnitt, das Ausblenden der »Ausreißer« nach oben und unten, der dicke Rumpf der Gauß'schen Normalverteilung. Oh, schon wieder: normal. Das »Normale« schafft also die Basis für die »Norm«, über die »Norm« definiert sich im Umkehrschluss, was »normal« ist. Ein Blatt Papier ist normalerweise DIN A4, zum Beispiel. Im Kontext der Europäischen Union hingegen denkt man dabei vielleicht an normierte Salatgurken – die in der Tat überzogene Diskreditierung von krummem Gemüse wird gerne aus der (Bio)Kiste gezogen, wenn man sich über die EU lächerlich machen will. Man kann es also auch übertreiben mit der Normierung, erst recht, wenn man Regulierung anderswo bleiben lässt. Dummerweise dort, wo sie wirklich etwas bringen würde, wie auf dem Finanzsektor.

Dann gibt es aber auch noch ganz andere Normen – und die können durchaus nützlich sein. Eine DIN wie die Nummer 18040 etwa. Die Norm für barrierefreies Bauen erkundet die Normalität derer, die (Verzeihung!) nicht normal sind, im Sinne von nicht der Norm entsprechend, und definiert für sie wiederum Normen, um ihnen die Teilhabe und eine gewisse Normalität zu ermöglichen. Sie wird damit fast schon zum Sprachrohr und einer Lobby für Menschen mit Handicaps. All die gar nicht wenigen, die nicht gut zu Fuß sind oder gar im Rollstuhl sitzen, Menschen, die sehr schlecht oder überhaupt nicht hören und/oder sehen und/oder sprechen können. Gleichmaßen für Menschen mit limitierten kognitiven Fähigkeiten, um zumindest die (quantitativ) wichtigsten Gruppen zu nennen. Was brauchen sie, um sich zu orientieren, bewegen, informieren, beteiligen ... zu können? An was muss man denken, was vorsehen, was berücksichtigen?

Norm(alität) ist dabei eben in einem gewissen Sinn immer so eine Art »Durchschnittswert« (und -beobachtung). Wie breit eine Tür sein soll, wie hoch ein Toilettensitz, wie viel Kontrast eine Schrift braucht... Natürlich hat aber diese Durchschnittslogik ihre Tücken: Sie passt vermutlich auch nicht überdurchschnittlich oft, denn Menschen eigen sind eben ihre (physischen) Unterschiede, da sind sozusagen alle gleich, nämlich anders – was ganz normal ist. Werden die Menschen größer, wird (oder wenigstens müsste) sich das auf den Durchschnittswert auswirken, die Norm angepasst werden, was für die »Kleineren« dann nochmals weniger lustig ist. Man kann dabei fast nicht umhin, an die abartigen, aberwitzig dimensionierten SUVs zu denken, deren Breite sich immer mehr der 2,5-Meter-Normbreite der Parkplätze nähert. Ob es sinnvoller ist, diese zu ändern oder wieder kleinere (und weniger) Autos zu bauen, tja, das steht auf einem anderen Blatt. Schließlich und endlich aber sind diese Normen immer eher reagierend und müssen, wenn es den Menschen und seinen Lebensraum angeht, auch angepasst werden – in aller Regel im Gegensatz zu technischen Normen, wobei es, bedingt durch etwaige Innovationen, dort natürlich genauso vorkommt. Aber ein DIN-A4-Blatt bleibt einfach gleich groß, egal, ob wir größere Hände haben oder schlechter lesen können. Meist werden neue Normen (oder Grenzwerte etc.) gebraucht, weil neue Geräte neue Funktionen haben und dafür wiederum neue Regeln oder Standards erforderlich sind (bei 5G beispielsweise, das zwar keiner wirklich braucht, aber um jeden Preis kommen muss). Die faszinierende philosophische Frage (weil eben weder lebensnotwendig, noch mit eindeutiger Gewissheit zu lösen) hinter all dem ist, ob es – gnadenlos vereinfacht freilich – das Ding hinter dem Bild eines Dings auch und zuerst gibt, oder ob das Bild das Ding ist. Denn sie könnte in ähnlicher Form so auch für die Norm gestellt werden: Ist die Norm (im Sinne des Durchschnitts, der dann als normal gilt) etwas, das die Wirklichkeit abbildet – oder etwas, das es in Wirklichkeit gar nicht gibt? Wird sie im »Ideal« abgebildet, das aber »selbst« nicht existiert? Oder ist sie substanzial aus der Existenz der Dinge erstellt?

Da »das Ideal« in der Natur ja genauso wenig vorkommt wie »der Durchschnitt«, ist das perfekt am Normalen und Durchschnittlichen Ausgerichtete letztlich vielleicht sogar das am denkbar Schlechtesten für alle: weil es damit für niemand richtig und passend ist – dem einen zu groß, der anderen zu klein. Etwas Imperfektes scheint fast besser zu sein, zwar ungerecht, da für manche arg unpassend, für andere hingegen (fast) perfekt. Hieße das dann auf die Anforderungen und Lösungen eines inklusiven Museums bezogen, um langsam zum Punkt zu kommen, wer die Barrierefreiheit und Inklusion perfekt und den Normen gemäß umsetzt, macht es wieder nur wenigen wirklich recht? Weil die Textmengen für Sehende und Interessierte zu gering sind, wenn in einer Braille- und Pyramidenschrift dargestellt? Weil die versale Schrift nicht angenehm zu lesen ist? Weil der Platz fehlt, alles in allen erdenklichen Darstellungsformen zu zeigen – und es zudem auch dem Gedanken (und Geist) der Inklusion letztlich widerspricht, wenn für jede »Gruppe« dann eine jeweils eigene (separate, exklusive) Ebene existiert. Wobei die Problematik ja noch viel tiefer reicht, da es in der Tat nicht geht, »es jeder/jedem recht zu machen«. Es ist wirklich nicht möglich, da bestimmte Anforderungen von Menschen mit und ohne Handicaps konträre Anforderungen und Bedürfnisse bzw. Notwendigkeiten bedingen und sogar konkurrieren können. Der Klassiker: Bei der Wegeführung können sich blinde Menschen an einer Aufkantung gut mit dem Stock orientieren – für mobilitätseingeschränkte Menschen ist es eine zusätzliche, unangenehme und hinderliche Schwelle. Ein naheliegender Ansatz wäre also, für jede Gruppe von NutzerInnen immer »eigene« Lösungen anzubieten, sei es im Gebäude, auf dem Weg oder bei der Informationsvermittlung. Letzteres beispielhaft weitergedacht hieße im Museum: den Text in Kurzform und »Leichter Sprache«; daneben ein ggf. nochmals gekürzter Text in Braille und noch einer in Profilschrift mit hohem Kontrast, als nächstes dann den »ganz normalen« Text, diesen vielleicht noch zusätzlich zum Sich-vorlesen-Lassen. So, wäre es damit geschafft? Nein, irgendwie auch wieder nicht, selbst wenn hypothetisch genug Geld, Platz, Bewusstsein, Motivation etc. vorhanden sind. Obwohl man damit eine scheinbar allumfassende punktuelle Barrierefreiheit schaffen könnte, ist es wie vorher angedeutet genau gegen die eigentliche Bedeutung und Absicht von Inklusion: dass etwas eben für alle (oder zumindest möglichst viele) da ist. Wer wie den für sich »idealen« Text finden soll, wäre zudem noch ein spannendes Rätsel.

Anders herum hat gerade diese inklusive Denk- und Herangehensweise wieder ganz andere und schöne (Neben)Effekte: Wenn beispielsweise in einem Freilichtmuseum das Haus und die Ausstellung darin speziell für blinde und sehbehinderte Menschen konzipiert und umgesetzt werden (wie in historischen Gebäuden oft nicht anders möglich, da Schwellen oder enge Treppen mobilitätseingeschränkter Personen den Zugang erschweren oder verwehren),

damit aber gleichermaßen Kindern und Familien etwas Besonderes geboten wird, weil es dabei viele Hands-on-Objekte gibt und sie auf diese Weise zudem spielerisch mit anderen, speziellen Bedürfnissen oder auch mit blinden BesucherInnen in Kontakt kommen. Das Abbauen von Hemmschwellen ist nämlich etwas jenseits aller Normen und von größter Wichtigkeit. Weil es eben nicht die Umsetzung an sich gibt, sondern »nur« die Umsetzung im jeweiligen Kontext, mit den jeweiligen Möglichkeiten, Mitteln, Rahmenbedingungen. So ist es überaus sinnvoll, dass beispielsweise eine DIN 18040 kein »Gesetz« ist, sondern »nur« eine Empfehlung (die in öffentlichen Gebäuden allerdings bindend ist). Und eine, die man aufgreifen sollte – um sie bei sich so auszulegen, wie es im speziellen Fall Sinn macht. Mehr Normen würden dies alles vermutlich weder verbessern, noch gar lösen können. Mitunter sind die bereits bestehenden Normen schon nicht in vollem Umfang zu erfüllen, sei es aus baulichen und denkmalschützerischen Gründen oder den erwähnten konträren Anforderungen. Was aber wirklich notwendig wäre, ist eine andere Haltung diesen Themen gegenüber – und eine andere Kultur. Eine von Offenheit und Neugierde geprägte: das Bewusstsein für unterschiedliche Bedürfnisse und Möglichkeiten, das Weiterdenken in anderen Dimensionen. So ist es eben auch nicht verwerflich, wenn sich Museen oder einzelne Angebote gerade in großen Museen Schwerpunkte bei der (Art der) inklusiven Umsetzung setzen. Sobald man sich solche Ziele vornimmt, sollte man möglichst schnell unbedingt »Betroffene« einladen und einbeziehen, um aus ihren Erfahrungen zu lernen, durchaus auch eine nicht »norm-gerechte« Lösung

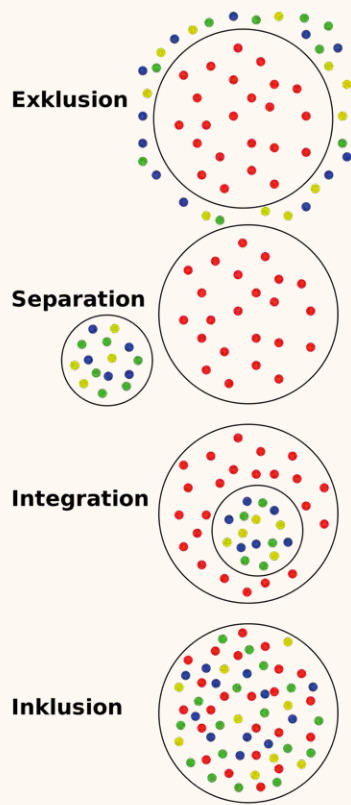


## ÜBER DEN AUTOR: :

Andreas Koop, Diplomdesigner und Master of Advanced Studies, führt seit 1995 ein international ausgezeichnetes Designbüro im Allgäu. In seiner Arbeit stehen vor allem nachhaltige, intelligent-ökologische und inklusive Ansätze im Fokus. Ein weiteres Interesse gilt der Designforschung. Fester Bestandteil seines Schaffens sind die publizistische Arbeit sowie die Veranstaltung des multidisziplinären Symposiums Stadt. Land. Schluss. Er ist Autor der Publikation »Inklusion – die Zukunft gehört den Mutigen!«

[www.designgruppe-koop.de](http://www.designgruppe-koop.de) [www.koop-andreas.de](http://www.koop-andreas.de)

☐ Konzepte des Zusammenlebens  
(Quelle: Wikipedia)



zu finden, die besser hilft. Das bereitet im Übrigen auch Spaß, ist interessant und macht einen sowohl ein wenig demütig als auch mutig, mindestens aber neugierig und lässt ein Gefühl dafür entwickeln, was auf welche Weise vielleicht intelligent und pragmatisch gelöst werden kann. Was sollte wie groß auf welcher Höhe angebracht sein? Welche Maße sind bei einer Unterfahrbarkeit notwendig? Auch hier gilt: Die DIN ist Empfehlung, nicht Vorgabe oder Gesetz. Das ist gut so – sowohl eine klare Empfehlung zu bekommen als auch die Freiheit in der Umsetzung zu behalten. Barrierefreiheit und Inklusion sind ein wenig wie die Demokratie im Großen: Sie müssen immer wieder und in jeder Anwendung neu verhandelt werden. In gedruckter Form helfen weder ein Grundgesetz noch eine DIN. Sie leben nur im Machen!

Inklusion müsste ein dem Geist des Bauhauses sehr nahes Thema sein, ging es den Gründern doch um eine Demokratisierung von Design. Ein »Design für alle«, wie es tragischer- bzw. ironischerweise von IKEA vermutlich weit mehr erreicht wurde (allerdings jenseits sozialer und ökologischer Aspekte auf der Anbieter- und Herstellerseite). Hier wurde elitär zu egalitär. Demokratisierung bedeutet ja eine Teilhabe und die Einbeziehung möglichst vieler Menschen – was konsequenterweise gerade Menschen mit einer Behinderung existenziell betrifft. Man sagt ja nicht ganz ohne Grund, dass jemand nicht behindert ist, sondern behindert wird. Und gleichermaßen gilt die Faustregel, dass für rund 10% der Bevölkerung Barrierefreiheit unabdingbar ist, für circa 30% wichtig und für 100% komfortabel. Das ist freilich nur so, wenn die Umsetzung intelligent und sensibel ist, ansonsten hat man eine monströs große Arial in Versalien Schwarz auf Weiß – dahin sind Tausende Jahre Schriftkultur.

Trotzdem ein paar Fragen, die man sich selbst stellen kann:

- \_\_\_ Wann hast du zuletzt eine winzig gedruckte Kontonummer enträtselt?
- \_\_\_ Wann bist du zum letzten Mal über eine schlecht sichtbare Stufe gestolpert?
- \_\_\_ Wann hast du zuletzt dein eigenes Wort nicht verstanden?
- \_\_\_ Wann hattest du das letzte Mal ein Gefühl der Beklemmung?
- \_\_\_ Wann hast du dich das letzte Mal orientierungslos gefühlt (oder dein Auto in der Parkgarage gesucht)?

Aspekte der Barrierefreiheit und Inklusion sind nicht so weit weg von jedem/jeder Einzelnen. Problematisch ist bei Normen (a priori?) nicht nur die (bequeme) Tendenz zur Verallgemeinerung, sondern auch die Vereinfachung. Und traditionell ist es dabei gerade wieder das Design, wo man am allerwenigsten auf Fachleute zurückgreift. Grassiert ansonsten überall das Expertentum und die Expertengläubigkeit (wo dann sogar Virologen auf einmal im ganzen Lande bekannt und mit Heiratsanträgen überschüttet werden), fragt man in Gestaltungsfragen selten einen Gestalter, eine Gestalterin. Was man ja auch sieht, auf den Anzeigenseiten der Tageszeitungen, an den Schaufenstern der Läden, an den meisten Leitsystemen in Innenstädten und öffentlichen Gebäuden. Das gilt gleichermaßen für Fragen der Inklusion. Hier wird radebrechend vereinfacht, nein simplifiziert, dass es wehtut und der Sache meist selbst im Weg steht. Der Witz ist, dass sich nicht selten wiederum beratende Institutionen genau an diesen Empfehlungen und Normen orientieren und Gestaltungsbüros sagen, welche Schrift sie bitte nehmen sollen – alles andere sei nicht barrierefrei, und das müsse es unbedingt sein. Und da bleibt dann meist die Wahl (in der Tat eher Qual) zwischen einer Arial und DIN (so heißt die Schrift wirklich und ist nicht zuletzt auf deutschen Straßenschildern zu sehen). Letztere ist ja nicht verkehrt, keine Frage: dort, wo sie passt. Will man eine (auch noch so zeitgenössische und gut lesbare) Antiqua verwenden, bei der in großer Größe an einer Wand gerade die Serifen eine Art Zeilenbildung schaffen und damit für das Auge Halt und eine bessere Erkennbarkeit bieten würden, wird das quasi verboten. Weil die Empfehlung vom Blinden- und Sehbehindertenverband und dergleichen sagt: Arial oder DIN, vielleicht noch die Frutiger (von der es jetzt eine nach der Norm für Lesbarkeit benannte »1450-Version« gibt), aber in jedem Fall »serifenlos«. Mehr Schriften kennen sie vermutlich gar nicht (nur das, was Microsoft mit den Programmen installiert) und haben nie vom komplexen Verhältnis zwischen Schriftgröße, Zeilenabstand, Spaltenbreite, Textmenge etc. gehört, nie damit experimentiert. Klar, warum auch? Auf dieser überschaubaren »empirischen Basis« ohne typografische Kenntnisse dann aber Vorgaben zu formulieren ist durchaus abenteuerlustig. IngenieurInnen passiert das normalerweise bestimmt nicht. Nochmals zurück zur Antiqua: Interessanterweise haben



gerade die leicht »slabartigen« Serifenschriften Konjunktur: im Internet, wo man von blinkenden und hüpfenden Werbebanner, einer vielgliedrigen Struktur, interaktiven Elementen abgelenkt wird, wenn man etwas lesen will – bei den Websites von Zeitungen beispielsweise den eigentlichen Content, wobei diese Schriften einen gewissen Halt schaffen – und eine bessere Lesbarkeit. Eine positive Ausnahme ist hier die Website *leserlich.info* – dort sieht man auf den ersten Blick, dass wirklich einmal GestalterInnen dazugeholt wurden. Und es ist auch ein probates, einfaches Tool, das bei der Einschätzung und Orientierung von Schriftgrößen etc. helfen kann. Freilich nicht immer und nicht überall, klar, aber immerhin rudimentär und als Anhaltspunkt (oder Rechtfertigungshilfe vornehmlich bei öffentlichen Auftraggebern), denn der Witz an »richtiger« Gestaltung ist ja gerade das Austarieren von verschiedensten Aspekten, Inhalten, Themen, Kontexten, Dimensionen, Parametern, Raum- und Rahmenbedingungen. Was immer den Hauch (oder Generalverdacht) der Subjektivität hat, die aber (hier) nicht das Problem ist. Das ist vielmehr die damit oft und leicht verwechselte Beliebigkeit. Oder der Wunsch nach einfachen Regel und Vorgaben auf fremdem Terrain.

Einmal mehr merkt man in doppelter Hinsicht: Typografie ist eine unsichtbare Kernkompetenz. Im redlichen Sinne eines Dieter Rams, dass eben auch eine gute Schrift, eine gute Schriftgestaltung in gewissem Sinn selbst unsichtbar sein soll, sich also nicht aufdrängen, vielmehr (der Lesbarkeit, dem Kontext, der »Atmosphärik«) dienen soll. Aber auch in dem anderen, dass offenbar keine/r so wirklich eine Ahnung davon hat, keine Unterschiede sieht (und zu sehen gelernt hat) und damit auch dieser »Parameter Schrift« behandelt wird wie ein Stiefkind. Wird von gestaltungsnahen Stellen und Menschen über Schrift gesprochen, dann gleicht das nicht selten den (man möge es verzeihen!) drei Blinden, die einen Elefanten beschreiben und eine Schlange, einen Baum und einen Speer vor sich zu haben glauben. Es gibt einfach nicht immer und für alles die perfekte Schrift, da kann man normieren, wie man will, und mit bestem Willen und redlichster Absicht Richtlinien aufstellen. Ein Apfel ist gesund, keine Frage, ernährt man sich ausschließlich von ihm, sollte die nächste Toilette besser nicht zu weit entfernt sein. Bei der Schrift ist das nicht unähnlich, in semantischer Hinsicht. Nochmals von der Schrift in den Raum. Der Dissens zwischen Barrierefreiheit und gebauter Realität ist selbstredend dort größer, wo man »im Bestand« agiert. Ist auf diesem dann auch noch der Denkmalschutz, wie man so schön sagt, wird es nicht leichter. Doch so, wie viele Menschen mit Handicap sagen – »Man ist nicht behindert, sondern wird behindert« –, ist es dort

☐ Visual der UN-Behindertenrechtskonvention

auch in einem anderen Sinn. Und niemand von ihnen wird erwarten, dass man ein historisches Gebäude abreißt und neu baut – nach den Vorgaben der DIN 18040. Bei der Eröffnung einer neuen inklusiven Ausstellung in einem Freilichtmuseum sagte eine stark sehbehinderte Frau recht eindrücklich zur (sehr um Inklusion bemühten) Leiterin einer staatlichen Stelle einmal auf den Hinweis, sie solle sich in dem alten Haus nicht den Kopf am Türstock anhauen: »Ich bin blind, nicht blöd.« Ergo muss man nicht übervorsorglich sein; was freilich gut gemeint war, kann eben auch ins Gegenteil kippen. Es geht halt, wie eigentlich immer, um mehr als Kontrast, Arial und Tasthöhe: nämlich um Menschlichkeit, um das Wahrnehmen, das sich In-andere-Hineinversetzen, um die Geste, um das Bemühen nach bestem Wissen und Gewissen – im vollen Bewusstsein, vielleicht nicht das Perfekte zu erreichen, aber etwas Besseres zu schaffen als vorher. Das wäre auch eine allgemeine Definition für Design: durch einen neuen Entwurf eine Situation zu verbessern. Sei es rein ästhetisch, oder auch praktisch, semantisch, ökologisch... Und das erreicht man nicht durch Normen und Vorschriften, sondern durch Empathie, Erfahrung, Wissen, Können, Mut, Neugierde und Zuhörenkönnen. Dann ist Design (fast) automatisch gut für (fast) alle.

#### ON NORMS, FORMS, AND INCLUSION

Inclusive design is a design process in which a product, service or environment is designed to be usable by as many people as reasonably possible, without the need for specialised adaptations. Although inclusive design can be inspired by engagement with extreme users who have specific needs, it is characterised by its mainstream focus. Inclusive design considers many different aspects of human diversity such as ability, language, culture, gender, and age. In his essay, Andreas Koop argues that it is not so easy to define what is »normal« in an individualised society. Is it a standard that has to be followed so as to establish certain »norms«? Sometimes, norms and rules can be exaggerated. But they can also be useful, such as for barrier-free design and construction: in this context, norms ensure normality for those not so »normal« – participation for people with handicaps and special needs. The logic of normality or average can also have its pitfalls, though. For people are different – this is what all of us have in common, which is, in turn, entirely normal. Norms adapt to changes in human, demographic, social, and ecological development – at least one expects them to do so. This leads us to the philosophical question whether norms reflect reality and derive from it or whether they represent an »ideal« that does not even exist. As an ideal or an average rarely occurs in reality, one might come to the conclusion that what is based on it is probably worst for every single one of us because it fits no one. Creating inclusive and barrier-free design in practice can take many forms, depending on whom we seek to include for what applications or in what environments. The goal is to not create separate (exclusive) solutions for individual groups but to find solutions that will meet the needs of as many users as possible – although it has to be admitted that you cannot please everyone: raised edges may facilitate the orientation of blind people but are detrimental to those restricted in their mobility. On the other hand, inclusive approaches may have positive side-effects: what has been conceived, for example, for the visually impaired may also be fascinating for children and families. Inclusive design is thus also useful to help people overcome their inhibitions. Stricter norms would probably not improve the situation as much as open-mindedness and curiosity and thinking in different dimensions. What also helps is to invite those »concerned« and learn from them, which can lead to »non-normal« but more helpful and pragmatic results. Only practice will show the worth of norms. A general definition of inclusive design would be that it is a new solution to improve the situation – less through norms and regulations but rather through empathy, experience, knowledge, expertise, curiosity, and listening. Then design will (almost) automatically be good for (almost) all of us.

# INKLUSIVES DESIGN IN DER PRAXIS

Beim inklusiven Design handelt es sich um einen Gestaltungsprozess, bei dem ein Produkt, eine Dienstleistung oder eine Umgebung so konzipiert wird, dass das damit verbundene Angebot von möglichst vielen genutzt werden kann, ohne dass eine besondere Anpassung im Hinblick auf einzelne Gruppen erforderlich ist. Inklusives Design mag zwar ursprünglich von extremen Anforderungen bzw. Menschen mit besonderen Bedürfnissen angeregt worden sein, zeichnet sich jedoch durch die Ausrichtung auf eine möglichst breite Gruppe von BenutzerInnen aus. Es berücksichtigt unterschiedliche Aspekte menschlicher Vielfalt wie Eignung, Sprache, Kultur, Geschlecht und Alter. Im Sinne eines derart breit aufgefassten Begriffs der Inklusion bzw. inklusiver Gestaltung und des »Abbaus von Hemmschwellen« (Koop) stellen wir hier vielfältige Beispiele aus der Designpraxis vor. (Hier sei auch noch auf den Beitrag von Katrin Beste, »Ich muss mal, nicht-binär«, in Ausgabe 2.2021 verwiesen.)

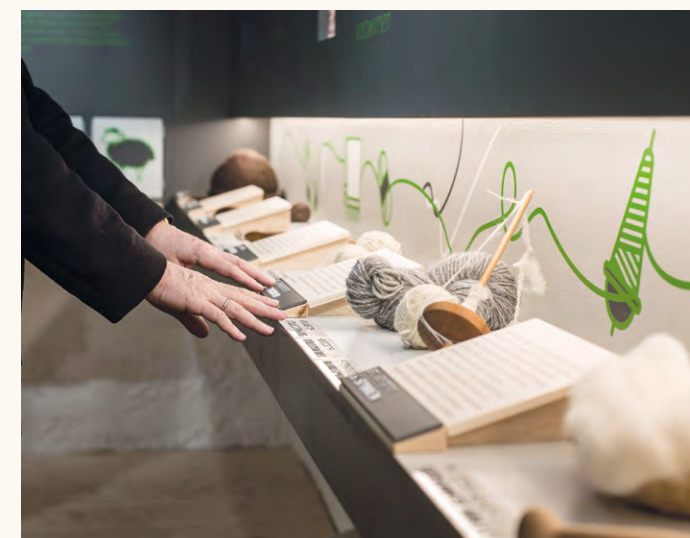


1

## »STEINREICHE SCHAFE« – INKLUSIVE DAUERAUSSTELLUNGEN FÜR ALLE

In einer neuen (Dauer)Ausstellung im Fränkischen Freilandmuseum Bad Windsheim ist Berühren erwünscht. Hier wurde von der designgruppe koop in Marktoberdorf ein Konzept entwickelt, das speziell für Blinde und sehbehinderte Menschen reizvolle Inhalte und Objekte auf spannende Weise präsentiert – in einem beeindruckenden Gebäude, einem zwischen 1669 und 1671 erbauten Kleinbauernhaus, das nach allerlei sensiblen Eingriffen und Inszenierungen den passenden Rahmen bildet. Steine sind eine dankbare Sache, wenn es um taktile Aspekte geht: hart und stabil, halten sie Abertausenden von Händen stand (sofern man virentechnisch zugreifen darf), sind interessant zu fühlen und überraschend vielschichtig – ideal, um damit eine inklusive Ausstellung zu konzipieren. Platz gefunden hat »Steinreich – Naturstein im ländlichen Franken« in einem niedrigen Stall und der Tenne daneben, wo es auch noch ein raumhohes »Lapidarium« mit beeindruckenden Werkstücken gibt – und viel Platz für Vorführungen

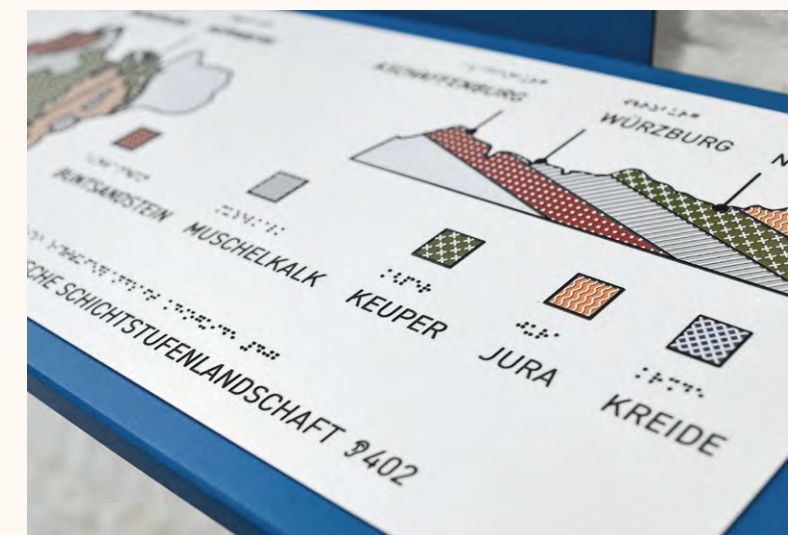
und Mitmachangebote in der Werkstatt. Gleich vom Eingang weg dient ein Geländer als greifbare Führungslinie und bringt die Hände interessierter BesucherInnen zu Tafeln, taktilen Infografiken, Podesten mit Werkstücken und Werkzeugen. Dort gibt es Taster für Audiosequenzen, die den Klang der jeweiligen Bearbeitung hören lassen. Man spürt, wie sich unterschiedliche Gesteinsarten anfühlen, erfährt, in welchen Arbeitsschritten eine Volute entsteht, und bekommt akustisch, haptisch und auch visuell einen Eindruck von der Verbindung zwischen Werkzeug, Handwerkstechnik und Werkstück. Dazu gibt es eine Broschüre mit allen Texten in »Leichter Sprache« und auch einen Audioguide, zu dem sich in der Ausstellung die jeweiligen Verlinkungen finden – auch zu einer weiteren inklusiven Präsentation mit dem Titel »Von Schafen und Schäfern«, eingerichtet im ehemaligen Schäferhaus. Besonderheit: Durch eine Glasscheibe blickt man direkt in den Schafstall, und umgekehrt können die Schafe direkt in einen Raum mit Menschen blicken. Auch dabei stand ein integrativ-inklusive Ansatz im Vordergrund.



2

Was der einen Gruppe dient, soll auch für die andere hilfreich sein bzw. ihr eine andere Ebene anbieten. So kann man die Objekte allesamt sehen, sie aber auch tasten, was besonders für Kinder eine reizvolle Erfahrung darstellt. Der Audioguide bietet zudem Informationen in »Leichter Grafik«, mit animierten Illustrationen, die das Weben, Spinnen, Stricken oder Filzen verständlich erklären. Alle wichtigen Ausstellungsobjekte und Exponate sind zudem mit dem Rollstuhl erreichbar und gut zu sehen. Alles, so gut es in einem historischen Gebäude eben geht, barrierefrei. Hier werden Themen inklusiv und taktil, mittels Video- und Audioeinbindung, interessant und ästhetisch anspruchsvoll vermittelt – für alle mit und ohne Handicaps, für Große und Kleine, Laien und Kundige: Alle haben mehr davon, alle erfahren mehr, alle haben mehr Spaß und ein intensiveres Erlebnis, wenn mehr Sinne angesprochen werden.

[www.designgruppe-koop.de](http://www.designgruppe-koop.de) [freilandmuseum.de](http://freilandmuseum.de)



1

- 1 designgruppe koop: Ausstellungsgestaltung »Steinreich«
- 2 designgruppe koop: Ausstellungsgestaltung »Von Schafen und Schäfern«